

Die Dokumentarische Methode im Rahmen einer intersektionalen Forschungsperspektive

Hilscher, Annette; Springsgut, Katrin; Theuerl, Marah

Erstveröffentlichung / Primary Publication

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hilscher, A., Springsgut, K., & Theuerl, M. (2020). Die Dokumentarische Methode im Rahmen einer intersektionalen Forschungsperspektive. In S. Amling, A. Geimer, S. Rundel, & S. Thomsen (Hrsg.), *Jahrbuch Dokumentarische Methode. Heft 2-3/2020* (S. 71-96). Berlin: centrum für qualitative evaluations- und sozialforschung e.V. (ces). <https://doi.org/10.21241/ssoar.70900>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Die Dokumentarische Methode im Rahmen einer intersektionalen Forschungsperspektive

Im Rahmen der Analysen mit der Dokumentarischen Methode verbinden bislang nur wenige Forschungsarbeiten die Gegenstandsbereiche der sozialen Ungleichheit und Diskriminierung mit einer intersektionalen Perspektive – dazu gehören unter anderem die Arbeiten von Wivian Weller (2003), Karin Scherschel (2006), Anja Weiß (2013) und Karin Schittenhelm (2017).

Trotz dieser bedeutenden Arbeiten, die, wenn auch nicht immer explizit methodisch, Intersektionalität und die Dokumentarische Methode verbinden, hat eine Auseinandersetzung mit methodisch-methodologischen Fragen, bei konsequenter Anwendung der intersektionalen Forschungsperspektive, innerhalb der Dokumentarischen Methode bisher kaum stattgefunden.

Wir versuchen daher, mit diesem Artikel einen Beitrag zu dieser Debatte zu leisten, indem wir diese beiden Forschungstraditionen hinsichtlich ihrer gegenseitigen Anschlussmöglichkeiten untersuchen. Aufgrund ihrer unterschiedlichen theoretischen Verortung – die Dokumentarische Methode in der Kultur- und Wissenssoziologie Karl Mannheims (1970) und die Intersektionalität in feministischen und postkolonialen Theorietraditionen (Davis 1981; Crenshaw 1989; Combahee River Collective 1983 [1977]) – werden auch die methodischen Debatten in der Regel separat geführt. An diese Leerstelle knüpfen wir an, indem wir einen systematischen Dialog anstreben. Dabei stehen unsere (laufenden) Promotionsprojekte im Zentrum der Auseinandersetzung.¹

¹ Die Idee für diesen Beitrag entspringt der Zusammenarbeit der Autorinnen in einer selbstorganisierten Arbeitsgruppe an der Goethe-Universität Frankfurt. Ausgehend von unseren Promotionsvorhaben setzen wir uns seit mehreren Jahren mit der Frage nach einer systematischen Verknüpfung der beiden Forschungsperspektiven auseinander. Unsere Überlegungen waren ferner Gegenstand eines gemeinsamen Panels auf der Jahrestagung 2019 des zentrums für evaluations- und sozialforschung (ces e.V.) in Berlin.

Wir knüpfen in unseren Arbeiten an Fragen nach Rassismus und Diskriminierung, beziehungsweise Antidiskriminierung, unter Berücksichtigung des Intersektionalitätskonzepts und kritisch-antirassistischer Forschungsliteratur an. Ein weiteres verbindendes Element unserer Arbeiten ist die Erhebungsmethode der Gruppendiskussion. *Annette Hilscher* (2020) forscht zu den spezifischen Rassismuserfahrungen, die Schwarze Menschen in *weißen* Mehrheitsgesellschaften machen, *Katrin Springsgut* (2021) zu studentischen Orientierungen im Umgang mit Diskriminierungserfahrungen und *Marah Theuerl* (2020) zu Differenzkonstruktionen von Studierenden an der Hochschule.

1 Eine intersektionale Forschungsperspektive als Bereicherung für die Dokumentarische Methode

Intersektionalität als analytische Linse findet in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Forschungsbereichen Anwendung. Neben der Geschlechterforschung dient sie der Erforschung komplexer Mechanismen sozialer Ungleichheit mit Schwerpunkten auf der Anti-Rassismus- und Migrationsforschung, der Dis/Ability und Queer Studies. Bereits 1977 thematisierten Vertreterinnen der Schwarzen Frauenrechtsbewegung und der Critical Race Theory, dass die großen Unterdrückungssysteme verschränkt seien. Sie forderten feministische Analysen von Macht und Herrschaft ein, die *gender*, *race*, *class* und *sexuality* als miteinander verwobene Differenzkategorien betrachten (Combahee River Collective 1983 [1977], S. 210, 217). Den Ausdruck der *intersection*, der Straßenkreuzung, prägte Kimberlé Crenshaw. Anhand juristischer Fälle zeigte sie auf, dass damalige Konzepte rassistischer oder sexistischer Diskriminierung nicht ausreichten, um die spezifische Situation Schwarzer Arbeiterinnen zu beschreiben. Diese konnten rechtlich nicht vor Mehrfachdiskriminierung geschützt werden. Crenshaw folgerte, dass die Problematik nicht durch eine Addition von Diskriminierungsformen zu begründen sei, sondern aufgrund der komplexen Überkreuzungen von Diskriminierungspraktiken. Sie formulierte den Anspruch einer drei Ebenen umfassenden Analyse, welche die strukturelle, die politische und die Repräsentationsebene umfasst (Crenshaw 1989).

Bereits vor der Einführung des Begriffs der Intersektionalität in der Wissenschaft haben feministische Bewegungen Schwarzer Frauen seit Ende der 1960er Jahre intersektional gearbeitet und aufgezeigt, dass die Erfahrungen Schwarzer Frauen in dominanten feministischen Diskursen vernachlässigt wurden (Gutiérrez Rodríguez 2014). Die Debatte zu Intersektionalität wurde innerhalb des Black Feminism divers geführt. Gemeinsam ist den verschiedenen Ansätzen die Überzeugung, „dass es notwendig ist, ein theoretisches Modell zu entwickeln, das die Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Dynamiken

der Unterdrückung und Diskriminierung zu fokussieren in der Lage ist“ (ebd., S. 84f.).

Während der letzten dreißig Jahre haben sich unterschiedliche Ansätze hinsichtlich der Theoriebildung und der forschungspraktischen Umsetzung von Intersektionalität entwickelt. Als geeignet für intersektionale Analysen erscheint einerseits das Vorgehen nach Maria Matsuda, bei der Analyse bestimmter Erfahrungen und Phänomene „die andere Frage zu stellen“ (Matsuda 1991, S. 1189). Wird etwa Rassismus als bedeutende Ungleichheitsdimension erkennbar, sollte zugleich danach gefragt werden, ob ebenfalls Geschlecht als Ungleichheitskategorie relevant wird. Auf diese Weise könne der Blick über das eigene Erkenntnisinteresse hinaus geöffnet werden. Neben der Betrachtung der Verwobenheit von Differenzkategorien hinsichtlich Diskriminierungen auf der individuellen Ebene kann andererseits auch die Analyse sozialer Praktiken, institutioneller und kultureller Normen und Ideologien sowie die Konsequenzen dieser Verflechtungen in Bezug auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse (vgl. Davis 2008, S. 68) als charakteristisch für intersektionale Analysen gelten.

Es existieren unterschiedliche Vorschläge hinsichtlich des Einsatzes von Kategorien innerhalb der Intersektionalitätsdebatte. Neben der Trias *race*, *class*, *gender*, die sich vielfach als Mindeststandard etabliert hat (vgl. Klinger und Knapp 2007; McCall 2005), sehen Forscher*innen die Hinzunahme weiterer Kategorien vor (Lutz 2001). Nina Degele und Gabriele Winker (2007) betonen die Relevanz von Körper als vierte relevante Kategorie. Helma Lutz (2001) schlägt mit Blick auf das jeweilige Forschungsinteresse eine Öffnung für weitere Differenzkategorien vor, zum Beispiel Sexualität, Alter, Nationalität und Gesundheit.²

Die konkrete Umsetzung einer intersektionalen Perspektive wird letztendlich in jedem Forschungsprojekt unterschiedlich realisiert. So schlägt Leslie McCall (2005) vor, mehr quantitative Forschung mit unterschiedlichen sozialen Gruppen durchzuführen, um die Komplexität der Beziehungen zu untersuchen. Degele und Winker (2007) entwickelten ein Vorgehen zur Mehrebenenanalyse, das sich auf die Arbeit von Floya Anthias und Nira Yuval-Davis (1992) stützt. Dabei werden Befunde auf der Identitäts-, der Repräsentations- und der Strukturebene untersucht und miteinander verbunden, so dass sich ein breites Bild entwickelt, welches Machtverhältnisse mit sozialen Praktiken und Identitäten in Verbindung bringt. Kathy Davis regt an, eine Selbstsituierung vorzunehmen und zu hinterfragen, welche Attribute bestimmte Auswirkungen auf die eigene Forschung haben können. Mit den verschiedenen Methoden, wie

2 Einen Überblick über die verschiedenen Entwicklungen bieten die Texte von Lutz et al. (2013), Carbin und Edenheim (2013) und Walgenbach (2012).

etwa Davis und Matsuda sie entwickelten, sollen „blinde Flecke“ (Davis 2008, S. 77) entlarvt und gleichzeitig ein kreatives Forschen und Schreiben angeregt werden. Methoden werden in diesem Sinne als Unterstützung zur Beantwortung der Forschungsfragen und nicht als starre Konstrukte betrachtet.

Der intersektionale Zugang zum Forschungsgegenstand nimmt in unseren Dissertationsprojekten deshalb einen zentralen Stellenwert ein, da er die besondere Berücksichtigung von Machtverhältnissen ermöglicht. Dies erscheint uns von besonderer Bedeutung bei der Forschung mit als relational vulnerabel gedachten Personengruppen (vgl. Butler 2016; Roth und von Unger 2018). Vulnerabilität wird dabei nicht als Essenz verstanden, sondern als politisch und gesellschaftlich bedingt (ebd.), wobei kein Mensch ‚an sich‘ vulnerabel ist; sondern nur hinsichtlich bestimmter Dimensionen in Beziehung zu seinen Mitmenschen in einem spezifischen an Raum und Zeit gebundenen gesellschaftlichen Kontext.

Viele unserer Forschungsteilnehmenden haben – mitunter traumatisierende – Diskriminierungen erfahren. Ihre Thematisierung in einer Gruppendiskussion oder einem Interview kann retraumatisierend wirken. Bei der Durchführung der Feldphase bestand daher für uns der Anspruch mit einer besonderen Sensibilität bei der Gestaltung des Forschungssettings und der Gesprächsführung vorzugehen. Auf diesen Überlegungen aufbauend verwenden wir das Konzept der Vulnerabilität im vorliegenden Beitrag hinsichtlich seiner sensibilisierenden Qualität, da es ermöglicht situativ über Machtverhältnisse nachzudenken. Ebenso eignet sich das Konzept als Frage und Gegenstand der empirischen Prüfung.

Zusammenfassend impliziert Intersektionalität als leitende Perspektive in unseren Forschungsarbeiten, dass die Befragten und ihre Wahrnehmung von Differenzsetzung, Ausgrenzung und Diskriminierung in den Mittelpunkt der Analyse rücken. Damit einher geht der Anspruch, ihre Erfahrungen methodisch angeleitet zu rekonstruieren und diese in ihrer Vielschichtigkeit und Verwobenheit zu betrachten.

2 Der Mehrwert der Dokumentarischen Methode für die intersektionale Forschungsperspektive

Im Folgenden soll das Potential und somit die Anschlussfähigkeit der Dokumentarischen Methode für die intersektionale Forschungsperspektive analysiert werden.

2.1 Die theoretische Grundlage der Ethnomethodologie: *Doing Intersectionality*

Auf der Ebene der Grundlagentheorien lassen sich Anknüpfungspunkte zwischen beiden Forschungstraditionen durch den jeweiligen Bezug auf die Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel (1984 [1967]) aufzeigen. Damit einher geht die Annahme, dass soziale Realität durch Interaktionen zwischen Individuen, den sogenannten „Members“ oder Mitgliedern, hergestellt wird. Garfinkel selbst nimmt in seinem Grundlagenwerk *Studies in Ethnomethodology* (1984 [1967]) bereits Bezug auf Karl Mannheims Wissenssoziologie (1970). Die Weiterentwicklung zur praxeologischen Wissenssoziologie geht wiederum auf Ralf Bohnsack zurück (vgl. Bohnsack 2017), wobei er sich neben Mannheim und Garfinkel insbesondere auch auf die praxeologische Kulturosoziologie Pierre Bourdieus (1974, 1976) bezieht. In diesem Artikel möchten wir uns auf die ethnomethodologischen Gemeinsamkeiten beider Forschungstraditionen konzentrieren, und verzichten daher auf die Darlegung der sozialstrukturellen Perspektive, insbesondere der Bezüge zu Bourdieu (vgl. hierzu Bohnsack 2012). Die auf Interaktionen fokussierte ethnomethodologische Forschungshaltung ermöglicht es, wichtige Erkenntnisse für die soziale, interaktive Herstellung von Differenzen wie beispielsweise dem Geschlecht, das „Doing Gender“ (vgl. Hirschauer 1993), zu gewinnen; oder wie im Falle unserer Forschungsarbeiten für die Herstellung von Ein- und Ausschlüssen, die ethnische und rassifizierende Klassifikationen als Diskriminierungsmerkmal heranzuziehen. Insbesondere die Verknüpfung von Dokumentarischer Methode und Gruppendiskussionen fokussiert auf milieuspezifische Aushandlungsprozesse.

Neben dem Fokus auf soziale Interaktionen zeichnet sich die Ethnomethodologie durch die Annahme sozialer Realität als kontingent aus. Von besonderer Bedeutung ist eine solch offene oder von den Ethnomethodologen als „indifferent“ bezeichnete Forschungshaltung beim Studium von vermeintlich biologistisch-naturalisierten Differenzkategorien, wie der Ethnizität, *race* oder dem Geschlecht. Nach Thomas Scheffer (2018, S. 9) teilt die Ethnomethodologie wichtige Grundannahmen mit poststrukturalistischen und feministischen Ansätzen:

„Eine gewisse Nähe zu etablierten kritischen Analysen findet sich in solchen EM-Fallstudien, die Mitgliedschaftskategorien de-naturalisieren. [...] Sie kritisieren eine Geschlechterforschung, die ihre Kategorien immer schon als relevant voraussetzen und so die kategorialen Gehalte reifizieren.“

Die Dekonstruktion und Denaturalisierung von Kategorien zählt zu den frühen Ansprüchen feministischer und postkolonialer Forschung. Es lassen sich also direkte Anschlussmöglichkeiten zwischen einer intersektionalen Analyse und der ethnomethodologischen Fundierung der Dokumentarischen Methode aufzeigen.

Beim Konzept des „Doing Intersectionality“ (Lutz 2018) geht es darum, dass Menschen sich in ihren biographischen Erzählungen mit ihren vielfachen Zugehörigkeiten konstruieren. In diesem Sinne verstehen wir Lutz' Vorschlag als ein Instrument der Dekonstruktion von Machtverhältnissen. Begrifflich angelehnt an die Konzepte des „Doing Gender“ und des „Doing Ethnicity“ (ebd., S. 147) geht es ihr darum, diese unterschiedlichen Perspektiven bei der Analyse des Materials verbinden zu können. Darüber hinaus umfasst das Konzept nach Lutz sowohl: „[...] die Beschreibung von Unterdrückungserfahrungen als auch die [...] Praktiken [der von Unterdrückung Betroffenen] (Anm. der Verf.), diese zu unterlaufen [...]“ (ebd., S. 145). Dadurch kann erfasst werden, dass Menschen „nicht in jeder Situation in gleicher Weise verletzlich sind, sondern Strategien zur Abfederung bzw. Absorbierung von Verletzlichkeit entwickeln“ (ebd.). Das Konzept des „Doing Intersectionality“ ist somit kompatibel mit Butlers Verständnis von widerständiger Vulnerabilität (*vulnerability in resistance*) (Butler 2016).

2.2 Die Erhebungsmethode der Gruppendiskussion: Fokussierung auf die Akteur*innenperspektive und Reflexion der eigenen intersektionalen Positionalität

Das Gruppendiskussionsverfahren eröffnet die Möglichkeit der Fokussierung auf kollektive Erfahrungen und auf die Subjekt- beziehungsweise die Akteur*innenperspektive. Denn im Mittelpunkt steht die Interaktion der Teilnehmenden miteinander. Die Forscherin als Diskussionsleitung hält sich daher während der Gruppendiskussion im Hintergrund und gibt wenig propositionalen Gehalt in die Diskussion ein. *Annette Hilscher* hat ein besonderes Augenmerk auf diese Erhebungssituation gelegt, um die Gefahr des „Sprechens über“ Schwarze Menschen zu minimieren und stattdessen einen Raum zu schaffen, in welchem relational vulnerablen Personengruppen, so wie Spivak (1988) es für die Subalterne schrieb, Gehör geschenkt wird.

In diesem Gruppensetting war *Hilscher* als *weiße* Forscherin in der quantitativen Minderheit. Dennoch verschwanden ihre Privilegien als *weiße* Akademikerin nicht (vgl. Wallerstein 1999). Denn Positionierungen sind stets vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Machtasymmetrien zu denken. Es ist daher notwendig, Machteffekte bei der Materialauswertung zu berücksichtigen und

den Forschungsprozess (selbst)reflexiv zu begleiten. Denn es gilt, dass Forschende – auch bei weitestgehend selbstläufigen Gruppendiskussionen – als Zuhörende und somit im- oder explizit als Adressat*innen präsent sind.

Im Rahmen der Dokumentarischen Methode wird in der Regel vor allem der propositionale Gehalt, den die Forschenden in die Gruppendiskussionen einbringen, berücksichtigt. Die intersektionale Situiertheit der Forschenden, insbesondere ihre Körperlichkeit, bleibt hingegen außen vor. Die Reflexion der eigenen Positionalität sollte unserer Einschätzung nach als Analyseschritt in der Dokumentarischen Methode stärker betont werden, damit wir diese Momente, in welchen Machteffekte in der Forschungssituation wirksam werden, produktiv nutzen können. Katharina Hametner (2013) hat sich bereits mit den Möglichkeiten und Grenzen einer machtkritischen Forschung mit der Dokumentarischen Methode im Forschungsfeld der kritischen Migrationsforschung auseinandergesetzt. Auch sie kam zu dem Ergebnis, dass es notwendig sei, Machtverhältnisse wie beispielsweise die „Präformierung von Erkenntnisinteressen [...] – sichtbar [zu machen], nicht aber aufzulösen“ (2013, S. 138). Zudem weist sie darauf hin, dass diese „als beständige Spannung dem Forschungsprozess inhärent bleiben“ müssen.

Aus feministischer Perspektive wurde diese Dezentrierung der eigenen Positionalität schon sehr früh gefordert (Haraway 1988; Davis 2008). Eine besondere Sensibilität für Machteffekte sozialwissenschaftlicher Forschung finden wir darüber hinaus insbesondere bei post- und dekolonialen Denker*innen (Gutiérrez Rodríguez 2018; Kilomba 2008). Mittlerweile wird im Anschluss an die Vorschläge einer „reflexiven Wissensproduktion“ (Langer et al. 2013) oder der „Reflexiven Grounded Theory“ (Breuer 2010, 2011) (Selbst-)Reflexivität als ein Gütekriterium qualitativer Forschung schlechthin verhandelt und dient der Validierung der Ergebnisse.

Die Gestaltung des Eingangsimpulses oder der Erzählaufforderung nimmt im Rahmen von Gruppendiskussionen einen wichtigen Stellenwert ein. Neben einer offenen Eingangsfrage hat sich in den Forschungsarbeiten von *Springgut* und *Theuerl* gezeigt, dass sich ein Stimulus, welcher Zitate oder Bilder als Eingangsimpuls beinhaltet, für Gruppendiskussionen eignet, die sensible Themen verhandeln. So wurde in der Arbeit von *Springgut* eine methodische Anpassung vorgenommen. Als Eingangsimpuls wurde eine Zusammenstellung anonymer Zitate verwendet, in denen als migrantisch markierte Studierende aus ganz Deutschland Ungleichheitserfahrungen und Beobachtungen innerhalb ihrer Universität schildern. Diese wurden dem Twitterverlauf #CampusRassismus vom Dezember 2015 entnommen. Die Zitate werfen neben Rassismus weitere Themen auf – diese Rahmung stellt ein Abweichen vom herkömmlichen offenen Eingangsimpuls dar. Der Stimulus begründet sich aus den Erfahrungswelten von Studierenden und hatte das Ziel, eine gemeinsame

Diskussionsgrundlage und Basis für die Gruppen zu schaffen. Die Positionierungen und Erfahrungen der Forscherin sollten möglichst ausgeklammert werden. Gleichzeitig bot der Stimulus den Befragten die Möglichkeit, auf Basis einer externen Grundlage in die Diskussion zu starten und eigene Erfahrungen nur dann mitzuteilen, wenn sie sich dazu entschieden. Der Stimulus generierte selbstläufige Diskussionen und Narrationen der Befragten. Im Diskussionsverlauf nahmen die Studierenden zunächst Bezug auf die Zitate, lösten sich jedoch auch vom Stimulus oder grenzten sich explizit von ihm ab und nahmen eigene Relevanzsetzungen vor. Das Vorgehen ließ den Studierenden genügend Raum, Themensetzungen vorzunehmen.

Auch *Theuerl* arbeitet in ihren Gruppendiskussionen nicht mit einer offenen Eingangsfrage, sondern nutzt einen ethnographischen Impuls, sogenannte „ethnographic maps“, bei welchen die Teilnehmenden ihre Erfahrungen und Beobachtungen visualisieren. Sie werden dabei aufgefordert zu zeichnen, wo sie Diskriminierung an der Hochschule verorten. Das lösen die Teilnehmenden sehr unterschiedlich, indem sie zum Beispiel Gebäude und Wege zeichnen oder aber auch mind maps erstellen. Ihre maps stellen sich die Teilnehmenden gegenseitig vor und kommen so in eine Diskussion. Der Vorteil dieses Vorgehens ist, dass die Teilnehmenden ihre Themensetzungen sehr frei wählen können und im Verlauf der Diskussion kaum bis nicht mehr auf Input der Forscher*in zurückgreifen, um die Diskussion zu führen.

Das Abweichen von einer offenen Erzählaufforderung hat sich auch in anderen Forschungsarbeiten innerhalb der Sozialwissenschaften bewährt, die nach Diskriminierungserfahrungen der Teilnehmenden fragen. So setzten Degele, Kesselhut und Schneickert ein Poster mit Bildern als Stimulus für Gruppendiskussionen zum Thema Fußball und Diskriminierungen ein. Durch visuelle Verfahren soll die Reproduktion von Stereotypen durch die Forschenden vermieden werden, da die Interpretationsleistung bei den Teilnehmenden liegt (Degele et al. 2009, S. 363).

2.3 Der Ausgleich der Deutungshoheit der Forschenden: Methodische Kontrolle

Der forschungsethische Anspruch, der soeben für die Erhebungssituation beschrieben wurde, wird auch bei der Auswertung angelegt. Hierfür bietet die Dokumentarische Methode Möglichkeiten der methodischen Kontrolle an. Zunächst lässt sich der Einfluss der Situiertheit der Forschenden bei der Auswertung durch den Anspruch intersubjektiver Nachvollziehbarkeit minimieren – beispielsweise in Form von Forschungswerkstätten und gemeinsamen Interpretationen wie in unserer selbstorganisierten Doktorand*innen-Arbeitsgruppe. Dabei handelt es sich um ein Gütekriterium qualitativer Forschung an

sich, wie es beispielsweise Jo Reichertz (2007) formuliert. Spezifisch für die Dokumentarische Methode ist es jedoch, zwischen kommunikativem und konjunktivem, theoretischem und atheoretischem Wissen zu unterscheiden und sich dabei auf das konjunktive, atheoretische Wissen zu fokussieren. Um letzteres, den sogenannten Dokumentsinn, zu analysieren, wird die Diskursorganisation gemäß Aglaja Przyborski (2004) herausgearbeitet. Der Bias durch die eigene Situiertheit der Forschenden wird durch diesen methodisch kontrollierten Fokus auf das implizite Wissen sowie durch die in der Dokumentarischen Methode vorgesehenen Analyseschritte des thematischen Verlaufs, der formulierenden und reflektierenden Interpretation minimiert. Als empirische Vergleichshorizonte werden schnellstmöglich Vorannahmen der Forschenden durch die Hinzunahme anderer Passagen beziehungsweise Gruppen im Rahmen der komparativen Analyse ersetzt.

Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass die Dokumentarische Methode sowohl in theoretischer als auch methodischer Hinsicht anschlussfähige Bezüge für eine Verknüpfung mit einer intersektionalen Forschungsperspektive aufweist. Dazu zählen in theoretischer Hinsicht der gemeinsame Bezug auf die Ethnomethodologie und in methodischer Hinsicht die Fokussierung auf die Akteur*innenperspektive, die Reflexion der eigenen Positionierung sowie die methodische Kontrolle der Deutungshoheit der Forschenden.

3 Der Mehrwert der intersektionalen Forschungsperspektive für die Dokumentarische Methode an empirischen Beispielen

Anhand ausgewählter eigener Forschungserkenntnisse soll im Folgenden aufgezeigt werden, wie eine intersektionale Forschungsperspektive die Dokumentarische Methode in kategorialen Fragen und bei der Analyse von Machtverhältnissen unterstützen kann.

3.1 Das Zusammenwirken sozialer Ungleichheitskategorien im Sozialraum

Innerhalb der Intersektionalitätsforschung haben sich unterschiedliche Strömungen im Umgang mit Ungleichheitskategorien entwickelt. Dekonstruktivistische, anti-kategoriale Ansätze streben nach der Überwindung des Einsatzes von Kategorien. Daneben werden intra-kategoriale (etwa Differenzen innerhalb von Identitäten wie des Frau*seins betrachtend) sowie inter-kategoriale Ansätze (die Makro-Ebene und das Verhältnis zwischen Kategorien in den Blick nehmend) diskutiert (McCall 2005).

In unseren Arbeiten gehen wir mit kategorialen Fragen unterschiedlich um. Dennoch möchten wir an dieser Stelle exemplarisch aufzeigen, dass sich in allen Arbeiten Zugänge zu Raum und Sozialraum³ herausarbeiten lassen, die Rückschlüsse auf den Umgang mit Kategorien geben. In der Arbeit von *Hilscher* hat sich der Sozialraum als tertium comparationis im Rahmen der Typenbildung erwiesen. Die Arbeiten von *Springsgut* und *Theuerl* geben Einblicke in die Spezifika und Ambivalenzen des akademischen Raums.

3.1.1 *Race und Sozialraum*

Das Dissertationsvorhaben von *Hilscher* untersucht alltägliche Missachtungserfahrungen Schwarzer Menschen im Kontext *weißer* Mehrheitsgesellschaften. Die Studie wird in Deutschland, Frankreich und Kanada durchgeführt, drei Rechtsstaaten im globalen Norden. Die Vorannahme bestand darin, dass sich Missachtungserfahrungen von Land zu Land unterscheiden sowie in Wechselwirkung mit politischen Normen zu verstehen sind, welche sich unter anderem in der aktuellen Gesetzgebung zu Antidiskriminierung und Gleichbehandlung widerspiegeln. Den Kern der Arbeit stellt eine eigene empirische Studie dar, deren Basis Gruppendiskussionen mit Schwarzen Menschen bildete. Im Mittelpunkt der Erhebung stand jeweils die Frage nach den Alltagserfahrungen der Teilnehmenden. Pro Land wurden zwei Gruppendiskussionen geführt: eine in einem urbanen Zentrum und eine im periurbanen Raum.

Die Kategorie des Sozialraums hat sich in der sinngenetischen Typenbildung als die unterscheidende Kategorie erwiesen. Tatsächlich war dies auch die Kategorie, die in der Akquisephase maßgeblich das theoretische Sampling angeleitet hat. Denn nach der Befragung je einer Gruppe in einem urbanen Zentrum und im periurbanen Raum in Kanada erfolgten die Gruppendiskussionen in den beiden anderen Ländern nach demselben Schema – mit dem Anspruch, die Vergleichbarkeit entlang der Ländergrenzen zu gewährleisten. Im Laufe des Forschungsprozesses hat sich dann auch empirisch gezeigt, dass sich die Missachtungserfahrungen, die Schwarze Menschen in den drei untersuchten Ländern machen, grundlegend ähneln. Dies stellt an sich bereits einen wichtigen Befund dar und weist auf globale Machtverhältnisse hin. Ein entscheidender Unterschied zeigt sich jedoch in der Art und Weise, wie Schwarze Menschen je nach Sozialraum, in welchem sie leben, mit ihren Erfahrungen

3 Für unsere Arbeiten ist das Raumkonzept von Henri Lefebvre hilfreich, das Raum bzw. sozialen Raum immer als (sozial) produzierten Raum versteht (vgl. Lefebvre 2006, S. 330) und vielfältige Verflechtungen von Orten mit Machtverhältnissen ausweist. Die Perspektive dieses Raumkonzepts erlaubt es uns, Überschneidungen in unseren Arbeiten festzustellen – trotz der Konzentration auf unterschiedliche Orte.

umgehen. Die im Laufe des Forschungsprozesses erstellte praxeologische Typenbildung fokussiert daher auf Praktiken des Umgangs Schwarzer Menschen mit Erfahrungen sozialer Missachtung. Je nach Sozialraum wurde eine zentrale Umgangsform offenbar: die Praktik der Vergemeinschaftung in periurbanen Räumen und die Praktik der Individualisierung in urbanen Zentren. Für den Typus der Vergemeinschaftung sind reziproke Care-Verhältnisse innerhalb der Schwarzen Gemeinschaft charakteristisch. Im Kontrast dazu zeichnet sich der Typus der Individualisierung durch eine weitgehend autarke Lebensgestaltung aus.

Es wurde herausgearbeitet, dass in den Gruppen des Typus I *Solidarisierung*, innerhalb der jeweiligen Gruppen Ressourcen generiert werden, die es ermöglichen, die Missachtungserfahrung zu bewältigen. Die Unterstützungsleistungen umfassen dabei sowohl materielle Aspekte als auch emotionale. Auf emotionaler Ebene ist der geschützte Raum von Bedeutung, in welchem schmerzhaft Erfahrungen artikuliert werden können. Dieser Aspekt wird in der Gruppendiskussion LILA, einer natürlichen Gruppe, die sich „afrikanische Frauengruppe“ nennt, von der Teilnehmerin Amélie in mehreren Variationen wiederholt. Amélie führt aus, dass sie in der Gruppe LILA „das rausholen“, „sich öffnen“ und „das sagen“ kann. Im Zentrum stehen das Teilen und die kommunikative Bearbeitung des gemeinsamen Leids. Neben der imaginären Gemeinschaft besitzen die Mitglieder die Gruppe LILA auch einen realen Ort, an dem sie „ankommen“ können: ein Stadtteilzentrum. Die Frauen stellen dar, dass es, wenn sie „raus“ gehen, viele Orte gibt, an denen sie „immer etwas treffen“, das heißt potentiell missachtet werden. Ihre Solidargemeinschaft gibt den Frauen die Möglichkeit der Verortung jenseits vom Beruf, der als prekär dargestellt wird, und dem Zuhause, welches als begrenzt geschildert wird. Die Familie wird für diese Frauen zum „Gefängnis“, weil eine als feindlich wahrgenommene Außenwelt die Grenzen setzt.

Das referierte Material der Gruppe LILA zeigt, dass in der Solidarisierung ein großes Potential liegt und der Beziehungsmodus der Vergemeinschaftung Ressourcen für die Bewältigung und den Widerstand in schwierigen Lebenslagen bereitstellen kann. Durch ihre Gruppenzugehörigkeit erfahren die Frauen intersubjektive Anerkennung (vgl. Honneth 1994 [1992]) in der Sphäre der persönlichen Nahbeziehungen, welche ihnen in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, insbesondere in der arbeitsteiligen Gesellschaft, verwehrt wird. Diese positive Erfahrung der Anerkennung innerhalb der Solidargemeinschaft kann der Missachtungserfahrung entgegengesetzt werden.

In Bezug auf das Zusammenwirken der Ungleichheitskategorien von *race* und Sozialraum wird deutlich, dass Schwarze Menschen im periurbanen Raum zurückgeworfen sind auf die Möglichkeiten, die ihr Sozialraum, in der Regel

die unmittelbare Nachbarschaft, und die Gemeinschaft ihnen bieten. In den untersuchten Fällen weisen die Gruppen in der Peripherie länderübergreifend einen prekären ökonomischen Status auf. Periurbane Räume sind dabei nicht benachteiligend an sich, sondern stets im Verhältnis zu urbanen Zentren, das heißt in dem Maße, in welchem super-diverse urbane Räume privilegierend für die Einen und ausschließend für die Anderen wirken. An dieser Untersuchung wird deutlich, in welchem Maße Sozialräume, ebenso wie rassifizierende Klassifikationen, sozial produziert sind; und zudem mit sozialen Praktiken, wie der Ausgrenzung und der Vergemeinschaftung, verwoben sind. Aus einer intersektionalen Perspektive ist es daher notwendig sowohl die einzelnen Kategorien sozialer Ungleichheit als auch ihr Zusammenwirken, im vorliegenden Fall die Rassifizierung und die sozialräumliche Segregation, aus machtkritischer Perspektive zu untersuchen.

3.1.2 Zur Verflechtung von sozialer Herkunft, Ethnizität und Geschlecht im akademischen Kontext

Die Dokumentarische Interpretation ermöglicht in der empirischen Studie von *Springsgut* die Rekonstruktion der Alltagspraxis und des Erfahrungswissens der befragten Studierenden. In Verbindung mit der Erhebungsmethode der Gruppendiskussion lässt sich die Universität als spezifischer Erfahrungsraum rekonstruieren, innerhalb dessen kollektive Deutungen und Bewältigungsstrategien entstehen. Diese Annahme wird durch die Ergebnisse derjenigen Gruppendiskussionen bestätigt, die keine Realgruppen waren, sondern im Hinblick auf gemeinsame Studienfächer zusammengesetzt wurden. Auch in diesen Gruppen wurden schnell Gemeinsamkeiten im Erleben sichtbar. Dieser Befund des konjunktiven Erfahrungsraums Hochschule und damit verbundener Erfahrungen stellt insofern ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung dar, als dass er neben der individuellen Ebene auch auf strukturelle, institutionell bedingte Ausgrenzungsprozesse und Mechanismen hinweist, die sich gruppenübergreifend in den Erzählungen dokumentieren. Differenzlinien, Ungleichheitsstrukturen und Machtverhältnisse in der Universität können auf diese Weise rekonstruiert werden. Es zeigte sich, dass Erfahrungen unter ähnlichen Bedingungen gemacht werden, wobei die Fachkulturen eine bedeutende Rolle nicht nur für die Handlungspraxen, sondern auch für die unterschiedliche Relevantwerdung sozialer Differenzlinien spielen.

In der sinngenetischen Typenbildung wurde für alle Gruppen eine geteilte Orientierungsanforderung herausgearbeitet: Ein Spannungsverhältnis zwischen Zugehörigkeit bei gleichzeitiger Erfahrung von Missachtung im universitären Kontext. Es konnten drei kontrastierende Orientierungsrahmen rekonstruiert werden, welche durch die Typen *Anerkennung und Selbstoptimierung*

(Typ I), *Individuelle Anpassungsleistungen zur Herstellung von Normalität* (Typ II) und *Bewirken von Veränderung durch Kollektivität* (Typ III) abgebildet werden. Biographische Bezüge werden im Rahmen der Gruppendiskussionen oftmals stellvertretend für die ganze Gruppe geäußert. In solchen Sequenzen lassen sich beispielsweise die Verwobenheit von sozialer Herkunft, familiärer oder eigener Migrationsgeschichte und Geschlecht herausarbeiten. So positionieren sich Studierende explizit als Arbeiterkinder und Nachkommen von Gastarbeiter*innen und beschreiben in diesem Kontext fehlendes (familiäres) Wissen über das universitäre System und Studierendenleben.

Auch Erfahrungen beim Übergang von Schule zu Studium werden biographisch eingebettet. Durch den Wechsel von Sprecher*innenpositionen der Erzählenden wird eine Stellvertreter*innenposition für eine Gruppe von Studierenden mit familiärer Migrationsgeschichte, deren Eltern und Großeltern als (Fach)Arbeitende nach Deutschland gekommen sind signalisiert. Von der eigenen Biographie wird auf eine strukturhomologe Erfahrung anderer Studierender geschlossen.

In den geführten Gruppendiskussionen dokumentierten sich Geschlecht, Ethnizität, die muslimische Religionszugehörigkeit sowie die soziale Herkunft in jeweils kontext- und situationsspezifischen Überschneidungen als bedeutende Ungleichheitskategorien. In den Blick genommen wurden hierbei Aspekte, die sich gruppenübergreifend in den Diskussionen rekonstruieren lassen. Die Hochschule, die Schule und der öffentliche Raum lassen sich als jeweils unterschiedliche konjunktive Erfahrungsräume voneinander abgrenzen, in denen sich Ungleichheits- und Missachtungserfahrungen anders äußern. Vermittelt durch die erzählten Missachtungserfahrungen der Studierenden wird rekonstruierbar, dass der auf der Grundlage der Gruppendiskussionen rekonstruierte konjunktive Erfahrungsraum Hochschule durch Normen bzw. Normalitätserwartungen gekennzeichnet ist, etwa im Hinblick auf einen akademischen Habitus, eine bildungsbürgerliche Biographie, die Verwendung akademischer (deutscher) Sprache, aber auch in Bezug auf die Dominanz *weißer* Menschen und die nationale Zugehörigkeit. Durch die eingenommene intersektionale Perspektive dokumentiert sich die durch die Studierenden wahrgenommene fehlende soziale Wertschätzung ihrer Mehrfachzugehörigkeiten, ihrer biographischen Hintergründe, spezifischen Fähigkeiten und Leistungen. Sie erleben symbolische Unterordnungen entlang sozialer Positionierungen, Stereotypisierungen und Ausgrenzungen durch Universitätsangehörige, zum Beispiel aufgrund ihrer ethnischen und sozialen Herkunft oder ihren Geschlechts- und Religionszugehörigkeiten.

3.2 Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen

Die Analyse multipler Formen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen ist eine zentrale Frage in der Auseinandersetzung mit Intersektionalität. Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2018) verweist darauf, dass diese aus historisch produzierten und gesellschaftlich institutionalisierten Aushandlungsprozessen erwachsen, was zu dynamischen Abläufen von hegemonialen Aushandlungsprozessen führe und spezifische Lebensbedingungen forme.

Anhand unserer Forschungsarbeiten zeigt sich die gewinnbringende Verknüpfung der Dokumentarischen Methode und einer intersektionalen Forschungsperspektive in Kombination mit der Erhebungsmethode der Gruppendiskussion. Indem die Befragten im Rahmen der Diskussionen ihre Positionierungen aushandeln und sich dadurch implizit und explizit gegen Diskriminierung wehren, lassen sich auch Mechanismen der Differenzsetzung und gesellschaftliche Machtverhältnisse rekonstruieren. In der Arbeit von *Hilscher* lassen sich mit Blick auf Missachtungserfahrungen Schwarzer Menschen länderübergreifende Diskursmuster rekonstruieren, welche auf globale Machtverhältnisse verweisen. *Theuerl* spürt Sprechpraktiken von Studierenden nach, wenn Rassismus thematisiert wird. *Springgut* rekonstruiert, dass die Studierenden Diskriminierung und Missachtung auf verschiedenen Ebenen verorten und an fachspezifische Diskurse anknüpfen bzw. bei fehlenden Diskursen ein Sprechen über Diskriminierung mit Bezug zum Hochschulkontext erschwert ist.

3.2.1 Diskursmuster als Verweise auf globale Machtverhältnisse

In der Arbeit von *Hilscher* hat sich gezeigt, dass Schwarze Menschen in den drei untersuchten Ländern Deutschland, Frankreich und Kanada eine grundlegend ähnliche Erfahrung sozialer Missachtung machen. Um diesen Befund einzuordnen, gilt es die sowohl quantitativen Minderheiten-Positionen Schwarzer Menschen in *weißen* Mehrheitsgesellschaften als auch das soziale *Othering*, die Rassifizierung, hervorzuheben – das heißt die tief verankerte, über Jahrhunderte tradierte Wahrnehmung, dass Schwarz-Sein von einer *weißen* Norm abweicht (vgl. Mills 2015). Darüber hinaus wirkt in allen drei Ländern ein verdeckter (*covert*) oder stummer (*tacit*) Rassismus fort (vgl. Essed 1991; Balibar und Wallerstein 1991 [1988]).

Es wurde herausgearbeitet, dass der konjunktive Erfahrungsraum Schwarzer Menschen in diesen drei Ländern unter Rückgriff auf vier Diskursmuster verhandelt wird. Diese zeigen sich unabhängig vom Land und vom Sozialraum, wenn soziale Missachtungserfahrungen verhandelt werden. Sie ermög-

lichen den Betroffenen zum einen Distanzierung und zum anderen Ermächtigung. Als Diskursmuster des Verhandelns von Missachtungserfahrungen sind sie Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse, wie im Folgenden am Beispiel des *präsenten Unausgesprochenen* dargelegt wird. Weitere identifizierte Diskursmuster sind die *Entpersonifizierung*, die *Fremdattribution* und die *Komik*.

Das Diskursmuster des *präsenten Unausgesprochenen* äußert sich in den durchgeführten Gruppendiskussionen mit Schwarzen Menschen wie folgt: Die Diskriminierungserfahrungen stehen im Raum – wie in der englischen Metapher „*the elephant in the room*“ –, werden als solche jedoch nicht konkret benannt oder ausgeführt. Darüber hinaus zeigt sich, dass sie gemäß den Textsorten nach Fritz Schütze (1983) vermehrt als Argumentation und Beschreibung und seltener als Erzählung verhandelt werden. In der Gruppe LILA werden beispielsweise die Metapher „Steine auf dem Weg hier in Deutschland“ und ein unpersönliches, vierfach wiederholtes „das“ verwendet: „deswegen bei mir *das* kommt immer hoch, *das* kommt bei mir richtig, ja. Aber man muss *das* sagen, man muss *das* rausholen“ [Hevorh. der Verf.]; zudem werden die Erfahrungen aus der Gegenwarts Perspektive zudem werden die Erfahrungen aus der Gegenwarts Perspektive in der Textform der Argumentation als „psychisch“ bezeichnet. Dies wird in der Analyse so verstanden, dass die Erfahrungen bis heute die Psyche belasten. Das Adverb „immer“ deutet zudem darauf hin, dass es sich hierbei um eine Beschreibung, das heißt eine Zusammenschau verschiedener Erlebnisse handelt.

Die Sprachpraxis, Erfahrungen zu verbalisieren, ohne sie konkret auszuführen, ermöglicht eine Distanzierung zum Erlebten. Insbesondere das knappe „das“ gibt Hinweise darauf, dass die Erfahrungen weitgehend unverarbeitet und noch nicht in die Biographie integriert worden sind. Möglicherweise liegen hier traumatische Erlebnisse vor, deren Erzählung die Gefahr einer Retraumatisierung birgt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in dem Diskursmuster des *präsenten Unausgesprochenen* zwei Umstände offenbar werden: zum einen die grundlegende Schwierigkeit, Erfahrungen sozialer Missachtung überhaupt zu artikulieren, und zum anderen, dass insbesondere die Art und Weise ihrer Artikulation in einem engen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen steht.

Daher hat sich in der vorgestellten Arbeit die Analyse von Diskursmustern unter Hinzunahme der Analyse der Textsorten nach Fritz Schütze (1983) – aus der Perspektive einer intersektionalen Analyse – als sinnvoller zusätzlicher Interpretationsschritt auf dem Weg zu einer sinn- und soziogenetischen Typenbildung erwiesen. Die Möglichkeit, Erfahrungen in Sprache zu übersetzen,

wird hier nicht allgemein vorausgesetzt, sondern mit einem Blick auf epistemische Asymmetrien hinterfragt (vgl. Celikates 2020).

Des Weiteren geht es gemäß Spivaks Frage „Can the Subaltern Speak?“ (1988) in relational vulnerablen Lebenslagen nicht darum, befähigt zu sein, Sprache zu artikulieren, sondern darum, Gehör zu finden. Hier zeigt sich der Mehrwert eines abduktiven, rekonstruktiven Verfahrens wie dem der Dokumentarischen Methode, welches darauf abzielt implizite, vorreflexive und atheoretische Sinngehalte zu rekonstruieren; und es zudem vermag anhand des rekonstruierten Orientierungsrahmens eines spezifischen Einzelfalles gesellschaftliche Strukturen sichtbar zu machen. Mit diesem Anspruch, die gesellschaftliche (Vor-)Strukturiertheit von Erfahrungen herauszuarbeiten und sie dadurch sicht- und hörbar zu machen, besitzt die Dokumentarische Methode – wie auch andere rekonstruktive Methoden (vgl. Hilscher, Rossmeißl und Siouti 2020) ein kritisches Potenzial, welches sie für intersektionale Forschungen als anschlussfähig ausweist.

3.2.2 Erschwertes Sprechen über Diskriminierungen im akademischen Raum

Im Rahmen der Typenbildung wurde in der Arbeit von *Springsgut* als eine von drei Vergleichsebenen rekonstruiert, wie und wo die Studierenden Diskriminierungen verorten. Die Universität wird von Typ I als geschützter Raum wahrgenommen, in dem sie Anerkennung erfahren und dem sie primär keine Diskriminierungen zuschreiben. Diskriminierungen werden auf einer personenbezogenen Ebene jedoch für die Lebensbereiche Schule und öffentlicher Raum angesprochen. Die Gruppen des Typs II verorten Diskriminierungen in der Universität anhand vieler persönlicher Erlebnisschilderungen auf einer inter-personalen und situationsbezogenen Ebene. Die Universität wird als konjunktiver Erfahrungsraum als „Schonraum“ rekonstruierbar, der durch ein geringes Maß an Ausgrenzung und Diskriminierung geprägt ist. Hier erfahren sie auch Unterstützung durch Lehrende und Kommiliton*innen. Die von Typ II personen- und situationsbezogen geschilderten Erfahrungen werden von den Gruppen des Typs III vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen bestätigt, zusätzlich jedoch auf einem abstrakten Niveau und unter Verwendung von Fachbegriffen theoretisiert. Es erfolgt ein Rückgriff auf theoretische Debatten und Begrifflichkeiten zu Diskriminierung und sozialer Ungleichheit, welcher durch die Studierenden des Typs III in Form eines reflexiven und theoretischen Diskurses erfolgt. Hier deuten sich fachspezifische Unterschiede in der Bearbeitung dieser Themen in den Ingenieur- und Rechtswissenschaften (Typ II) sowie den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften (Typ III) an. Die Gruppen des Typs

III kritisieren subtile Mechanismen der sozialen Ungleichheit und Diskriminierung, welche sie strukturell im universitären System verankert sehen, beschreiben ferner eine fehlende Willkommenskultur und fehlende Anerkennung migrantischer Leistungen. Führen die Gruppen des Typs I und II die Handlungen anderer oftmals auf mangelndes Wissen oder „keinen bösen Willen“ zurück und sind sich unsicher hinsichtlich der Motive von anderen, konstatiert Typ III oftmals eine intentionale Missachtung durch Angehörige der Mehrheitsgesellschaft. Bei einzelnen Gruppenmitgliedern geht dies mit einer deutlichen Abgrenzung von nicht-migrantischen Universitätsangehörigen und Kommiliton*innen einher.

Das Thema *Sprechen über Diskriminierung* dokumentiert sich vor allem in den Gruppendiskussionen des Typs III. Zum einen durch die Thematisierung der Verunmöglichung der Benennung eigener Erfahrungen im Hochschulkontext, zum anderen dokumentiert sich eine Reflexivität und Verhandlungsebene des Themas, die auf strukturelle Mechanismen hinweist. Die Gruppen äußern den Wunsch nach Anerkennung ihrer Mehrfachzugehörigkeiten im hochschulischen Raum. Äußere Zuschreibungen mit Bezug zu Religion, Herkunft und Kultur werden als gemeinsame Erfahrungsbasis der Studierenden sichtbar.

Auch die Arbeit von *Theuerl* thematisiert Diskriminierungen bzw. verhandelt Rassismen im akademischen Raum und richtet dabei den analytischen Blick vor allem auf das Verhältnis der Forschungsteilnehmenden zur Hochschule und ihren vielfältigen sozialen Räumen im Kontext der sozialen akademischen Strukturen.

Es wird danach gefragt, wie die Strukturen der Hochschule (rassifizierte) Identitäten produzieren und verändern. Zur Beantwortung des Forschungsinteresses werden Gruppendiskussionen von Studierenden aus den Geisteswissenschaften analysiert; zum Teil mit eigenen Rassismuserfahrungen, zum Teil sind sie nicht von Rassismus betroffen. Das Forschungsinteresse richtet sich auf ihre gemeinsam entwickelten Praktiken, aber auch Differenzbezüge.

Dabei deutet sich in ersten Erkenntnissen an, dass sich die Machtverhältnisse an der Hochschule im Sprechen über Diskriminierung dokumentieren und Studierende dementsprechende Handlungspraktiken entwickeln. Zwei Beispiele sollen dafür hier angeführt werden: der akademische Raum, als ambivalente Sonderrolle und die Diskursmuster des Wechsels der Sprecher*innenposition sowie Humor als Verhandlungspraktiken.

Erkenntnisse aus verschiedenen Gruppendiskussionen zeigen, dass die Universität beziehungsweise der akademische Raum als besonderer Raum rekonstruierbar wird, an den die befragten Studierenden spezifische Erwartungshaltungen und Ansprüche formulieren.

Diese zeigen sich beispielsweise in der Gegenüberstellung eigener oder beobachteter Rassismuserfahrungen im Hochschulalltag und Erfahrungen im Alltag außerhalb der Hochschule. Etwa führen Teilnehmende einer Gruppendiskussion aus, dass sich ihre Universität nicht mit Rassismus auseinandersetze und deuten an, dass die Universität keine Sonderrolle in der Konfrontation mit Rassismus einnehmen dürfe. In einem zweiten Beispiel dieser Diskussion werden der Universität und Akademiker*innen wiederum eine Sonderrolle zugeschrieben, indem sich dafür ausgesprochen wird, dass Akademiker*innen über ein besonderes Bewusstsein für ihre eigenen diskriminierenden Praktiken verfügen müssten.

Die Universität bildet auf der einen Seite den Alltag der Studierenden, gleichzeitig grenzen sie sich von ihr ab und beschreiben sich nicht als Teil dieses Raums. Der „akademische Raum“ erscheint für die Teilnehmenden als ambivalenter Raum, der eine spezifische Auseinandersetzung mit der Frage nach Rassismus erfordert.

Eine weitere Erkenntnis zeigt sich darin, dass der Umgang mit Fragen nach Diskriminierung und Rassismus dazu führt, eigene Sprechpraktiken oder Strategien zu entwickeln.

Beispiele aus dem Material zeigen, dass die persönliche Interaktion mit beleidigenden und diskriminierenden Personen oder unangenehmen Situationen einen großen Effekt auf die Studierenden hat und sie ihre Erfahrungen narrativ teilen. Dabei wird ersichtlich, dass Erfahrungen nicht in Gänze ausgeführt werden müssen, um sich gegenseitig zu verstehen.

Mehrere Gruppen verwenden Wechsel der Sprecher*innenpositionen und Humor, um Rassismus und Diskriminierung zu verhandeln. Die Teilnehmenden ändern ihre Sprecher*innenposition, indem sie aussprechen, was sie für die Perspektive anderer halten oder nutzen Humor, der zum Teil stark sarkastisch gefärbt ist, um über diskriminierende Situationen zu berichten. Das erfolgt etwa, wenn sie beschreiben zum „Anderen“ gemacht zu werden, diskriminierende Situationen und Handlungen anprangern oder sich lustig machen; so in einem konkreten Beispiel, wenn verhandelt wird, dass andere Personen ihr Verständnis von Interkulturalität nicht teilen. Sie reinszenieren damit die erlebten Situationen für- und miteinander.

Es dokumentiert sich in diesen Beispielen, dass die Teilnehmenden Praktiken und Strategien entwickeln, die stark abweichende Elemente enthalten im Vergleich zu den oft argumentativen Diskussionen in den Gruppendiskussionen.

4 Herausforderungen an die Dokumentarische Methode beim Anspruch einer intersektionalen Analyse

Nachdem anhand unserer Forschungserkenntnisse gezeigt wurde, inwiefern sich die Dokumentarische Methode und eine intersektionale Analyse sehr produktiv miteinander verbinden lassen, wollen wir im abschließenden Teil aufzeigen, welche Herausforderungen sich bei der Verknüpfung stellen. Der Schwerpunkt liegt auf der Diskussion möglicher Weiterentwicklungen der Dokumentarischen Methode auf methodisch-methodologischer und forschungspraktischer Ebene, um dem Anspruch einer intersektionalen Analyse gerecht zu werden.

4.1 Fokus auf kollektive Erfahrungen

Vor allem in den letzten Jahren werden vermehrt narrative Interviews (Nohl 2006) und Bildanalysen (Przyborski 2017; Kanter 2016) gemäß der Dokumentarischen Methode durchgeführt und ausgewertet. Ein großer Teil der Forschungsarbeiten mit der Dokumentarischen Methode erhebt jedoch weiterhin Gruppendiskussionen, wobei eine Gruppe als ein Fall betrachtet wird. Das Individuum mit seinen persönlichen Erfahrungen, von denen zwar während der Gruppendiskussion berichtet wird, tritt bei der Analyse in den Hintergrund. Denn der Fokus der Analyse liegt auf kollektiven, gemeinsamen Erfahrungen, nicht den individuellen, biographischen. Einzelne Biographien werden zum Teil stellvertretend für die ganze Gruppe berichtet.

Intersektionale Erfahrungen werden jedoch oftmals nur in ihrem biographischen Zusammenhang erkennbar, denn die Individuen, die an einer Gruppendiskussion teilnehmen, unterscheiden sich hinsichtlich ihrer intersektionalen Prägungen. Aus intersektionaler Perspektive stellt daher die Kombination von Gruppendiskussionen und biographisch-narrativen Einzelinterviews eine sinnvolle Ergänzung dar. Die Materialfülle, die dadurch generiert wird, sollte auch den Ressourcen des Forschungsprojekts für die Transkription und Analyse entsprechen. Ein gutes Beispiel für die Kombination von Interviews und Gruppendiskussionen findet sich bei Weller (2003). Weller hat an je einem Ankerfall mit Hilfe eines biographisch-narrativen Interviews die sozialisationsgeschichtlichen Hintergründe der Schwarzen Rapper aus São Paulo und der türkischen Rapper aus Berlin herausgearbeitet. Mit insgesamt vier Gruppen wird in der Arbeit begrenztes Material bearbeitet. Dies ermöglicht die Hinzunahme zweier Interviews (mit je einem Mitglied einer Gruppe aus Berlin sowie aus São Paulo) unter forschungspraktischen Gesichtspunkten.

4.2 Erfassung intersektionaler Verflechtungen im Rahmen praxeologischer Typenbildungen

Die Analysestrategie der mehrdimensionalen Typenbildung nach Bohnsack (2017, S. 237ff.) hat das Verständnis der Soziogenese innerhalb der Dokumentarischen Methode entscheidend geprägt. Nach Bohnsack werden zunächst einzelne Erfahrungsräume rekonstruiert und anschließend in ihren Überlagerungen beziehungsweise Überschneidungen identifiziert. Bei der intersektionalen Analyse wird davon ausgegangen, dass Differenzkategorien in ihren Verflechtungen betrachtet werden müssen. Die beiden Ansätze können daher in unseren Forschungsarbeiten miteinander verknüpft werden, wie in diesem Artikel aufgezeigt werden konnte. Charakteristisch für eine intersektionale Forschungsperspektive ist es, Kategorien nicht als statische, sondern als flüssige, sich verschiebende, nicht als ontologische, sondern als Handlungskategorien zu verstehen (Lutz und Davis 2005, S. 231). Ferner beleuchten intersektionale Analysen die Ebene der strukturellen Hierarchie- und Machtverhältnisse und die Frage, welche diskriminierenden Auswirkungen sich durch intersektionale Verflechtungen für Individuen und Gruppen ergeben (Crenshaw 1989; Lutz und Davis 2005). Die Typenbildung nach Bohnsack legt den Fokus auf die Rekonstruktion handlungsleitender Orientierungen und die Handlungspraxis der Forschungsteilnehmenden. In unseren Arbeiten verbinden wir diese beiden forschungsleitenden Perspektiven der Dokumentarischen Methode und der Intersektionalität zur Erforschung komplexer Mechanismen sozialer Ungleichheit, struktureller Diskriminierung und der Handlungspraxis der Befragten.

Im Rahmen der Dokumentarischen Methode entstehen seit einigen Jahren Arbeiten im Bereich der Sozialwissenschaften, die ebenfalls neue methodologische Wege erschließen, um offene Forschungslücken zu bearbeiten. Neben den eingangs genannten Arbeiten möchten wir an dieser Stelle zwei weitere Richtungen aufzeigen. Amling und Hoffmann verbinden zwei Perspektiven auf den untersuchten Gegenstand: Zum einen die rekonstruierten handlungsleitenden Orientierungen, zum anderen die in einer standardisierten Erhebung gewonnenen Daten zu den Befragten bzw. Gruppen (2013, S. 185). Ihre Korrespondenzanalyse beschreiben sie dabei als „pragmatisches Hilfsmittel“, das Hinweise für eine Soziogenese liefern kann (ebd., S. 184):

„Da die Charakterisierung der ‚sozialen Lagerung‘ allerdings über standardisierte Indikatoren erfolgte, können beide Arbeitsschritte nur die Richtung der soziogenetischen Typenbildung anzeigen oder – wenn die soziogenetischen Interpretationen aufgrund der Grenzen des Materials nicht hinreichen, um konjunktive Erfahrungsräume ausreichend zu konturieren – Ausblicke auf weitere Erhebungsperspektiven geben. Eine valide Rekonstruktion der Erfahrungsräume kann nur die soziogenetische Interpretation der einzelnen Fälle leisten.“

Die relationale Typenbildung nach Arnd-Michael Nohl stellt eine Alternative oder Ergänzung zur Soziogenese dar, indem verschiedene rekonstruierte Orientierungen beziehungsweise Typiken in Relation zueinander gesetzt werden (2013, S. 43). Sie eignet sich insbesondere dort, wo soziale Zusammenhänge noch im Entstehen sind, wo Orientierungen und Handlungspraxen der Forschungsteilnehmenden *nicht* auf ihre sozialen Positionierungen zurückzuführen sind. (ebd., S. 60)

„In dieser Hinsicht kann man davon ausgehen, dass die relationale Typenbildung insbesondere dort von Nutzen ist, wo sozialer Wandel geschieht, wo sich also gesellschaftliche Strukturen verändern und neue Relationen sozialer Orientierungen und Erfahrungen zu Tage treten.“

Das methodische Vorgehen expliziert Nohl an der gemeinsam mit Karin Schittenhelm, Oliver Schmidtke und Anja Weiß durchgeführten Studie, in welcher sie mittels biographisch-narrativer Interviews der Frage nachgingen, „wie hochqualifizierte Migrant(inn)en ihr akademisches Wissen und Können so auf dem Arbeitsmarkt verwerten, dass es zu ‚kulturellem Kapital‘ (Bourdieu 1983) wird.“ (Nohl 2013, S. 64) Die rekonstruierten Formen der „Verwertung“ ließen sich weder auf die ethnische Zugehörigkeit noch auf geschlechtsspezifische Aspekte zurückführen. Die Autor*innen legten daher zunächst eine Übersicht mit identifizierten Dimensionen und Themen der einzelnen Fälle an, die Parallelen zur erwähnten Korrespondenzanalyse aufweist. Die komparative Analyse mündet in eine mehrdimensionale sinngenetische Typenbildung, auf deren Basis schließlich Verbindungen zwischen Orientierungen unterschiedlicher Dimensionen rekonstruiert werden (ebd., S. 93).

Im Rahmen dieser Typenbildung werden die Orientierungen und Handlungspraxen mit den durch die Befragten vorgefundenen Strukturen und Hürden im gesellschaftlichen oder institutionellen Umfeld in Verbindung gesetzt und als Dimensionen in der Typenbildung rekonstruiert. Dieser Anspruch könnte sich als gewinnbringende Verknüpfung mit einer intersektionalen Forschungsperspektive und der Herausarbeitung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen erweisen.

5 Fazit

Der vorliegende Beitrag zeigt die gegenseitige Bereicherung, aber auch die Grenzen einer Verbindung der Dokumentarischen Methode mit einer intersektionalen Forschungsperspektive auf. Hinsichtlich der theoretischen Grundlagen bestehen mit Blick auf Garfinkel durchaus Anknüpfungspunkte zwischen

beiden Ansätzen. Jedoch stehen durch die Ursprünge des Begriffs Intersektionalität in der Schwarzen Frauenrechtsbewegung theoretische Bezüge zu einer kritischen Geschlechter- und Migrationsforschung im Vordergrund. Zudem wird bei einer intersektionalen Analyse eine Forschungshaltung eingefordert, die die Forschenden in die Pflicht nimmt, eigene Positionierungen und deren Effekte auf die Erhebungssituation und Auswertung empirischen Materials kritisch zu reflektieren. Macht- und Ungleichheitsverhältnisse sind mit Blick auf die interaktionelle Ebene zwischen Forscher*in und Teilnehmenden, zwischen Forschungsteilnehmenden untereinander sowie auf struktureller Ebene zu analysieren. Im Fokus von Intersektionalität stehen ein Verständnis von Ungleichheitskategorien als fluide oder gar die Überwindung kategorialer Denkansätze im Rahmen dekonstruktivistischer Forschungsarbeiten. Ungleichheitskategorien werden daher nicht einzeln oder nacheinander betrachtet, sondern Momente ihrer Verflechtung aufgedeckt. Hier gilt es, die im Rahmen der Dokumentarischen Methode etablierte mehrdimensionale Typenbildung und neuere Ansätze praxeologischer Typenbildungen weiterzudenken und die erprobten Analyseschritte um die Ebene der Machtverhältnisse zu ergänzen. Die relationale Typenbildung erscheint hier vielversprechend. Ein erster Schritt kann es sein, die in der mehrdimensionalen Typenbildung herangezogenen Kategorien als sozial konstruierte Kategorien, die sich auf der Grundlage von gesellschaftlichen Machtverhältnissen ergeben, zu verstehen und auch als solche zu markieren.

Die drei vorgestellten Forschungsvorhaben sind im Rahmen neuer Debatten zur Typenbildung mit der Dokumentarischen Methode zu verorten. Die Methode der Gruppendiskussion erwies sich als gewinnbringendes Instrument für die formulierten Ansprüche an eine intersektionale Analyse und die Forschung mit relational vulnerablen Gruppen. Durch die Modifikation des Eingangsimpulses mit Bezug zu dem spezifischen Erkenntnisinteresse konnten neben dem Erfahrungswissen und der Handlungspraxis der Befragten auch Rückschlüsse auf strukturelle gesellschaftliche oder institutionelle Ungleichheitsmechanismen gezogen werden. Hierbei stellen die Interpretationsschritte der Dokumentarischen Methode unter Hinzunahme des Stellens „der anderen Frage“ (Matsuda 1991) nach Verflechtungen von Ungleichheitskategorien und der Kombination mit weiteren intersektionalen Strategien ein vielversprechendes Vorgehen dar.

Literatur

- Amling, S., & Hoffmann, N. F. (2013). Die soziogenetische Typenbildung in der Diskussion. Zur Rekonstruktion der sozialen Genese von Milieus in der Dokumentarischen Methode. ZQF, Jg. 14, Heft 2/2013, 179–198.
- Anthias, F., & Yuval-Davis, N. (1992). *Racialized Boundaries. Race, Nation, Gender, Colour and Class and the Anti-racist Struggle*. London/New York: Routledge.
- Balibar, É., & Wallerstein, I. (1991 [1988]). *Race, Nation, Class: Ambiguous Identities*. London: Verso.
- Bohnsack, R. (2012). Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In K. Schittenhelm (Hrsg.), *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Bohnsack, R. (2017). *Praxeologische Wissenssoziologie*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bourdieu, P. (1974). Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In Ders. (Hrsg.), *Zur Soziologie der symbolischen Formen* (S. 125–157). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1976). Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breuer, F. (2010). *Reflexive Grounded Theory: eine Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Breuer, F. (2011). The other talks back: Auslösung von Feldreaktanzen durch sozialwissenschaftliche Re-/Präsentationen. *Forum Qualitative Sozialforschung (FQS)*, (12 (2)). doi: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-12.2.1667>.
- Butler, J., Gambetti, Z., & Sabsay, L. (2016). Introduction & Butler, J. (2016). *Rethinking Vulnerability and Resistance*. In: Dies. (Hrsg.), *Vulnerability in resistance* (S. 2–27). Durham and London: Duke University Press.
- Celikates, R. (2020). Die Macht der Kritik. Epistemische Asymmetrien, alternative Standpunkte und migrantische Praktiken. *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang 17, Heft 2. Frankfurt (Main): Campus, 81–96.
- Carbin, M., & Edenheim, S. (2013). The intersectional turn in feminist theory: A dream of a common language? *European Journal of Women's Studies*, Jg. 20, Nr. 3, 233–248.
- Combahee River Collective ([1977] 1983). A Black Feminist Statement. In G. Anzaldúa & C. Moraga (Hrsg.), *This Bridge Called my Back: Writings by Radical Women of Color* (S. 210–218). 2. Aufl. New York: Kitchen Table.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *The University of Chicago Legal Forum*, 139–167.
- Davis, A. (1981). *Women, Race & Class*. New York: Random House.
- Davis, K. (2008). Intersectionality as buzzword: A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. *Feminist Theory*, 2008 (9), 67–85.
- Degele, N., Kesselhut, K., & Schneickert, C. (2009). Sehen und Sprechen: Zum Einsatz von Bildern bei Gruppendiskussionen. ZQF, Jg. 10, 2/2009, 363–379.

- Degele, N., & Winker, G. (2007). Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. doi: <https://doi.org/10.15480/882.382>. Zugegriffen: 19.09.2019.
- Essed, P. (1991). *Understanding Everyday Racism. An Interdisciplinary Theory*. London: Routledge.
- Garfinkel, H. (1984 [1967]). *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2014). Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen? In S. Hess, N. Langreiter & E. Timm (Hrsg.), *Intersektionalität revisited* (S. 77–100). Bielefeld: Transcript.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2018). Institutioneller Rassismus und Migrationskontrolle in der neoliberalen Universität am Beispiel der Frauen- und Geschlechterforschung. In M. Laufenberg et al. (Hrsg.), *Prekäre Gleichstellung* (S. 101–128). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hametner, K. (2013): Wie kritisch ist die rekonstruktive Sozialforschung? Zum Umgang mit Machtverhältnissen und Subjektpositionen in der dokumentarischen Methode. In: Langer, P. C. et al. (Hrsg.): *Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung*, (S. 135–147). Wiesbaden: VS Verlag.
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14 (3), 575–599.
- Hilscher, A. (2020). *Alltägliche Bewältigungs- und Widerstandspraktiken Schwarzer Menschen in Deutschland, Frankreich und Kanada. Eine anerkennungstheoretische Studie*. Dissertationsprojekt am Institut für Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt und Sorbonne Université Paris.
- Hilscher, A., Roßmeißl, F., & Siouti, I. (2020). Einleitung. Kritik zwischen Rekonstruktion und Reflexivität. *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang 17, Heft 2. Frankfurt (Main): Campus, 71–80.
- Hirschauer, S. (1993). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, S. (2017). *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Honneth, A. (1994 [1992]). *Kampf um Anerkennung: zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kanter, H. (2016). *Ikonische Macht: Zur sozialen Gestaltung von Pressebildern*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Kilomba, G. (2008). *Plantation Memories: Episodes of Everyday Racism*. Münster: Unrast.
- Klinger, C., & Knapp, G.-A. (2007). *Achsen der Ungleichheit: zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Campus-Verlag.
- Langer, P. C., Kühner, A., & Schweder, P. (2013). *Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lefebvre, H. (2006 [1974]). Die Produktion des Raums. In J. Dünne & S. Günzel (Hrsg.), *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (S. 330–342). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Lutz, H. (2001). Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. In H. Lutz & N. Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich Verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft* (S. 215–231). Opladen: Leske & Budrich.
- Lutz, H. (2018). Intersektionelle Biographieforschung. In Dies. et al. (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (S. 139–150). Wiesbaden: VS Verlag.
- Lutz, H., & Davis, K. (2005). Geschlechterforschung und Biographieforschung: Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In B. Völter et al. (Hrsg.), *Biographieforschung im Diskurs* (S. 228–247). Wiesbaden: VS Verlag.
- Lutz, H., Herrera Vivar, M. T., & Supik, L. (2013). Fokus Intersektionalität. *Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mannheim, K. (1970). *Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk*. Neuwied [u.a.]: Luchterhand.
- Matsuda, M. J. (1991). *Beside My Sister, Facing the Enemy: Legal Theory out of Coalition*. *Stanford Law Review*, 43 (6), 1183–92.
- McCall, L. (2005). The Complexity of Intersectionality. *Journal of Women in Culture and Society*, 30 (3), 1771–1800.
- Mills, C. W. (2015). Global White Ignorance. In M. Gross & L. McGoey (Hrsg.), *International Handbook of Ignorance Studies* (S. 217–227). London: Routledge.
- Nohl, A.-M. (2006). *Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Nohl, A.-M. (2013). *Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich: neue Wege der dokumentarischen Methode*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Przyborski, A. (2004). *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Przyborski, A. (2017). *Bildkommunikation: Qualitative Bild- und Medienforschung*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Reichert, J. (2007). Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme. *Erwägen, Wissen, Ethik*, 18 (2), 195–208.
- Roth, W.-M., & von Unger, H. (2018). Current Perspectives on Research Ethics in Qualitative Research. *Forum Qualitative Social Research (FQS)*, (19 (3), Art. 33). doi: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.3.3155>.
- Scheffer, T. (2018): Zur Schöpfung kritischer Potentiale der Ethnomethodologie. *Zugleich ein Beitrag zur Soziologie sozialer Probleme*. https://www.academia.edu/35585148/Kritische_Ethnomethodologie_Zugleich_ein_praxeologischer_Beitrug_zur_Soziologie_sozialer_Probleme. Zugriffen: 20.08.2020.
- Scherschel, K. (2006). *Rassismus als flexible symbolische Ressource. Eine Studie über rassistische Argumentationsfiguren*. Bielefeld: Transcript.
- Schittenhelm, K. (2017). Migration, Wissen und Ungleichheit. Grenzziehungen und Anerkennungsverhältnisse im Kontext wechselnder sozialer Felder. In L. Behrmann et al. (Hrsg.), *„Doing Inequality“ Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer Sozialforschung* (S. 257–283). Wiesbaden: Springer VS.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 3, 283–293.

- Spivak, G. C. (1988). Can the Subaltern Speak? In C. Nelson & L. Grossberg (Hrsg.), *Marxism and the Interpretation of Culture* (S. 271–313). Urbana: University of Illinois Press.
- Springsgut, K. (2021). Zwischen Zugehörigkeit und Missachtung. Empirische Rekonstruktionen zu studentischen Diskriminierungserfahrungen. Weinheim: Beltz Juventa (im Erscheinen).
- Theuerl, M. (2020). Ausgrenzung im transkulturellen Lernen an der Hochschule. Reflexion von Studierenden zu Diskriminierung und Rassismus. Dissertationsprojekt an der Justus-Liebig-Universität Gießen.
- Unger, H. von (2018). Ethische Reflexivität in der Fluchtforschung. Erfahrungen aus einem soziologischen Lehrforschungsprojekt. *Forum Qualitative Sozialforschung (FQS)*, (19 (3), Art. 6). doi: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.3.3151>.
- Walgenbach, K. (2012). Intersektionalität – eine Einführung. www.portalintersektionalitaet.de. Zugriffen: 03.05.2019.
- Wallerstein, N. (1999). Power between evaluator and community: Research relationships within New Mexico's healthier communities. *Social Science & Medicine*, 49 (1), 39–53.
- Weiß, A. (2013). *Rassismus wider Willen: ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Weller, W. (2003). *HipHop in São Paulo und Berlin: Ästhetische Praxis und Ausgrenzungserfahrungen junger Schwarzer und Migranten*. Opladen: Leske & Budrich.